



## Mozarts Träume

Zwei extrem gegensätzliche Produktionen zum Ende der Salzburger Festspiele



JÖRN FLORIAN  
FUCHS

Die szenische Aufführung aller 22 Mozart-Opern im heurigen Salzburger Festspielsommer konfrontierte die Zuschauer mit sehr unterschiedlichen Regiekonzepten und Dirigierstilen, wobei einige kräftige Niveauschwankungen die Vielfalt nicht immer erfreulich bereicherten. Das Ziehen einer Bilanz erscheint deshalb schwierig, will man über das wenig aussagende Wörtchen „heterogen“ hinauskommen. Eine wirklich verbindende Dramaturgie gab es nicht – allenfalls wurden einige Klammern wahrnehmbar, die aber nicht ausreichen, die 22 Opern und Fragmente als

Ganzes zusammenzuhalten. Für eine dieser Klammern sorgte der Regisseur Claus Guth, der zwei der renommiertesten Projekte realisierte; eine weitere war die Erprobung unbekannter Werke auf ihre Bühnentauglichkeit. So lohnt es, zwei Salzburger Mozart-Aufführungen herauszupicken, die unterschiedlicher kaum sein könnten: „Il sogno di Scipione“ und „Zaide – Adama“.

„Il sogno di Scipione“ (der Traum Scipios) nennt sich die kaum bekannte *azione teatrale*, die Mozart als 15-Jähriger auf Bestreben des Vaters für den Salzburger Erzbischof Sigismund von

Schrattenbach komponierte. Der jedoch starb vor Vollendung des Werks, und sein einflussreicher Nachfolger Colloredo hatte offenbar anderes im Sinn. So träumte Scipio bis ins Jahr 1979 (!), da erbarmte sich die Salzburger Mozartwoche und realisierte die (konzertante) Uraufführung. Dramaturgisch entzieht sich das Werk den einschlägigen Kategorien. Im Zentrum steht – vielmehr: schläft – Scipio, er träumt von zwei schönen (allegorischen) Damen, vom wilden Weib Fortuna und der leicht spießigen, aber grundsoliden Costanza. Ausgedehnt werben die beiden um den jungen

Fotos: Salzburger Festspiele (1) Monika Rittershaus (2)

Träumer, führen ihn durchs Weltall und konfrontieren ihn mit seinem verstorbenen Vater, der eine Predigt über Vaterlandsliebe und Familienehre hält. Am Schluss muss Scipio sich für eine der Damen entscheiden und nimmt das verlässlich-ruhige Mädlein. Erfreut über diese Wahl besingt dann noch eine weitere Figur (sie heißt Licenza = Huldigung) Scipio und die (christliche) Instanz über ihm und über uns allen.

Den Stoff übernahm Mozart von Metastasio, der wiederum bei Cicero abschrieb. Besonders dramatisch ist das zerfranst wirkende Ganze nicht, zudem verhandelt Mozart das Geschehen musikalisch recht eintönig. Ein Dutzend konventionell gestrickter Dacapo-Arien werden verbunden durch leicht ermüdende Rezitative – keine guten Voraussetzungen für einen spannenden Opernabend. Um so erfreulicher der packende Zugriff von Regisseur Michael Sturminger. Er verlegt die Handlung in eine große Luxushotelsuite, hier kämpfen Ehefrau (Costanza) und rot gewandete Verführerin (Fortuna) um Scipio. Die eigentliche Pointe erweist sich während einer furiosen Arie, als Costanza ihrem noch schwankenden Gatten mal so richtig zeigt, was eine erotische Harke im Ehebett ist (optisch wie stimmlich wirklich äußerst ansprechend: Louise Fribo). In der Tat blüht Mozarts Musik hier zu heftigster Ariosität auf, der Text dagegen bleibt brav und bieder... Als Scipios Vater belehrend auftritt und auch gleich noch den gelehrigen Adoptivgroßvater mitbringt, kippt die Stimmung auf der Bühne ins Burleske. Als nettes Familienfest – mit anschließender Beerdigung des überraschend verstorbenen Opas – kaspert sich eine veritable Partysesellschaft durch den Abend.

Während dieser ungewöhnliche Mozart-Traum szenisch wunderbar erfrischend geriet, schwankten die musikalischen Leistungen bedenklich. Eindrucksvoll der kurze Auftritt Anna Kovalkos als Licenza. Die gescheiterte

Verführerin Fortuna (Bernarda Bobro) brachte stimmlich eher Unglück, Scipio selbst (Blagoj Nacoski) blieben etliche Male schlicht die (hohen) Töne weg. Mäßig auch das Kärntner Sinfonieorchester unter Robin Ticciati: Während die Streicher durchaus dynamisch flitzten, dröhnte das Blech zuweilen hart an der Schmerzgrenze.

Der wohl extremste Kontrast zum träumenden Scipio war die Uraufführung des Projekts „Zaide – Adama“. Mozarts „Zaide“ ist ja ein echter Problemfall, denn es gibt zwar fünfzehn Nummern, jedoch keinerlei überlieferte Zwischentexte. Aufgrund des vorhandenen Materials geht man davon aus, dass es sich um einen ähnlichen Plot wie bei der „Entführung aus dem Serail“ handelt, allerdings mit eher negativem Ausgang – Anreiz für die israelische Komponistin Chaya Czernowin, mit einer eigenen Komposition auf dieses Fragment gleichsam zu antworten. Es geht ihr also nicht um eine simple Komplettierung; mit „Adama“ setzt sie der „Zaide“ etwas sehr Konträres entgegen, ein eigenständiges Werk, das allerdings nicht unabhängig von Mozarts „Zaide“ aufgeführt werden kann und soll. An den Rezitativstellen, aber auch immer wieder als Überlagerung von Mozarts Musik, interveniert Czernowin musikalisch wie inhaltlich – sie erzählt eine tragisch scheiternde Liebesgeschichte zwischen einem jungen Palästinenser und einer Israelin. Die beiden singen zerhackte Sätze oder Wortfetzen wie „Erde“, „Mund“, „Blut“, „Mann und Frau“, teils auch auf Arabisch oder Hebräisch (exzellente Leistung: Noa Frenkel und Yaron Windmüller). Es ist eine nervenaufreibende Musik, die aber paradoxerweise im-

mer wieder ideal mit Mozart kommuniziert. Czernowin arbeitet mit filigransten Texturen, mit Effekten, die sich oft am Rande des Verlöschens bewegen; dennoch oder gerade deswegen besitzt ihre Musik eine extreme innere Spannung und Dynamik.

Die gelungene Verbindung zweier musikalischer Welten wurde in Salzburg allerdings ein wenig getrübt durch sehr unterschiedliche Sänger-Leistungen. Mojca Erdmann gab eine Zaide mit scharfer Höhe, während Renato Girolama (als Haremswächter Osmin) und Topi Lehtipuu (Gomatz) überzeugten. Das übrige Ensemble war lediglich solides Mittelmaß, das Mozarteum-Orchester spielte unter Ivor Bolton einen ruppig-ruckelnden Mozart. Dagegen legte Johannes Kalitzke das luzide Klanggespinnst Czernowins mit dem Österreichischen Ensemble für Neue Musik

**1 | Ein Träumer zwischen zwei Frauen: Szene aus „Il sogno di Scipione“.**

**2 | Eine Frau, geplagt von Alptraumgestalten: Mojca Erdmann (Zaide) in „Zaide – Adama“.**

## Theater St. Gallen

### Ausschreibung 2. St.Galler Autorentage

11. bis 13. Mai 2007

Gesucht werden Theaterstücke, die bereits von Theaterverlagen angenommen sein können, jedoch bis zur Preisvergabe weder öffentlich aufgeführt noch publiziert werden dürfen.

Alle eingereichten Stücke werden von einer international besetzten Fachjury beurteilt. Auszüge der ausgewählten Werke werden von Mitgliedern des Schauspielensembles in Lesungen dem Publikum vorgestellt. Die Jury vergibt den mit CHF 10 000.– dotierten Preis der Jury, zusätzlich vergibt das Publikum den Publikumspreis der Autorentage.

Manuskripte sind in *zweifacher* Ausfertigung unter Angabe von Name, Anschrift, Telefonnummer und E-Mail-Adresse zu senden an:

Theater St.Gallen / Schauspiel dramaturgie / z. Hd. Jens Lampater  
Museumstrasse 24 / CH 9004 St.Gallen

Einsendeschluss ist der 2. Januar 2007

(oem) sehr feinfühlig frei. Claus Guth hatte den Festspielen mit seiner Inszenierung des „Figaro“ zur Eröffnung einen ihrer Höhepunkte beschert. Seine Realisation von „Zaide – Adama“ jedoch wurde zur Enttäuschung, weil es ihm nicht gelang, auf die von Czernowin so fein ins Werk gesetzten Interferenzen zwischen beiden Werken zu reagieren, und weil er letztlich auch keine plausible Verknüpfung für die gegensätzlichen Geschichten fand. Mit großen Puppenköpfen und jeder Menge Theaterblut setzte Guth auf drastische Effekte und konterkarierte so den vorsichtigen orchestralen Dialog.

So nahe also lagen Gelingen und Missgriff beieinander – kein Wunder, dass es hier wie generell beim Mozart-22-Marathon schwerfällt, das Vielfältige auf eine lupenreine Bilanz zurechtzustutzen. Es sei denn, man kaprizierte sich auf die Finanzen, denn in dieser Hinsicht war der Erfolg eindeutig. 230 000 Besucher brachten Einnahmen von 28,4 Millionen Euro, eine Platzauslastung von 94 Prozent und damit das zweitbeste wirtschaftliche Ergebnis der Festspielgeschichte, wie der scheidende künstlerische Leiter Peter Ruzicka stolz verkünden konnte. Seinem Nachfolger Jürgen Flimm kann er einen Überschuss

von 2,5 Millionen Euro hinterlassen. Flimm will jedes Festspieljahr unter ein Motto stellen und beginnt 2007 mit den „Nachtseiten der Vernunft“. Falk Richter soll Webers „Freischütz“ inszenieren, Andrea Breth macht „Eugen Onegin“, Philip Stoelzl wird Berlioz' „Benvenuto Cellini“, Christof Loy Haydn's „Armida“ auf die Bühne bringen. Nach dem monokulturellen Geburtstags-Marathon wird also die durch ein Leitthema weitgreifend gedeckelte Vielfalt in Salzburg herrschen. Ob sich daraus überzeugendere Zusammenhänge stiften lassen als in diesem Jahr – warten wir's ab!



## It's not funny!

Meg Stuarts neuer Tanzabend in Salzburg uraufgeführt

**3 | Bedingt komisch: Leja Jurisic und Vania Rovisco in Meg Stuarts neuer Produktion „It's not funny“.**

Selten war ein Titel so wahrheitstreu wie hier: Nein, lustig ist Meg Stuarts aktuelles, gegen Ende der Salzburger Festspiele im Rahmen des Schauspielprogramms vorgestelltes Projekt wahrlich nicht. Eine dunkle Komödie wollte Stuart kreieren – herausgekommen ist eine schwarze Revue, die allenfalls zum Teil überzeugen kann.

In einem Raum mit großer, abgebrochener Showtreppe und allerlei muffigem Mobiliar (zerbrochene Spiegel, alte Schränke, abgewetzte Sessel) denken sechs Tänzer-Darsteller über Komik nach. Im Mittelpunkt steht das Scheitern am Komischen und der Umschlagpunkt von Humor in Gewalt.

Eher gelangweilt verfolgt man den Einbruch eines Stand-Up-Comedians, durch dessen obszöne Witzchen (Texte: Tim Etchells) seine Kollegen sich rasch zum Einsatz eines batteriebetriebenen Lachsacks genötigt sehen. Dann erlebt man ein Liebespaar, dessen zärtlich-humvorvolle Tanzbewegungen sich urplötzlich in Aggression und Gewalt verwandeln. Das Lachen bleibt einem im Halse stecken, wenn eine Rollschuhfahrerin die Showtreppe herunterkracht oder ein Mann mit riesigen Stoffentaken über seinen Armen erst hilflos nach den Berührungen einer Frau sucht – und sie anschließend beinahe erwürgt.

Häufig wummert ein glitzernder Hollywood-Soundtrack (Paul Lemp) durch die beständig wechselnden Szenarien tristen Scheiterns. Überflüssigerweise laufen gelegentlich auch verwackelte Porno-Videos über einen Monitor, besonders an den Stellen, wo Stuart offenkundig die choreographische wie inhaltliche Fantasie im Stich gelassen hat. Denn so eindrücklich manches Bild auch ist, so unzusammenhängend und unfertig wirkt „It's not funny!“ als Ganzes. Da die Produktion aber nach Berlin, Paris und Antwerpen weiterreist, bleibt die Möglichkeit (und Hoffnung) der Weiterarbeit an Konzept wie Umsetzung. Es würde sich lohnen!



Foto: Salzburger Festspiele

JÖRN FLORIAN FUCHS